

# Auf der Suche nach „Beschäftigung und Brod“. Die Geschichte der Arbeiterfamilie Walther

Gerd Kaiser

Aus dem oberhalb von Suhl liegenden Goldlauter und dem „Neudorf“ Heidersbach zogen der vielfältigsten Gründe wegen immer wieder Einwohner aus dem Wald in die Welt. Viele für immer und ewig, manche für kürzere oder längere Zeit. Gudrun Walther war sieben Jahrzehnte unterwegs, zwischen ihrem achten und ihrem achtzigsten Geburtsjahr.

Von Hunger und Not geplagt, verließen auch ganze Familien die in den schmalen Tälern eng aneinandergedrängten Häuser. Diese, blauschwarz geschiefert, boten zwar Mensch und Tier, die oftmals unter einem Dach lebten, Schutz vor rauen Wettern, schützten jedoch nicht vor den Unbilden existentieller sozialer Bedrohungen.

Goldlauter, gegründet 1546, und Heidersbach, das 1706 zu gründen notwendig wurde, weil im engen Talgrund „kein Platz mehr in demselbigen Wohnung aufzubauen sich finden will“,<sup>1</sup> wurden 1938 durch eine Verfügung des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen zu einer Gemeinde zusammengeschlossen.

Die „Seelenregister“ und ähnliche Verzeichnisse nennen zu unterschiedlichen Zeiten die jeweils häufigsten Berufe. Ihr Brot verdienten die Bewohner als Bergknappen, Schmelzer, „Hohenofenmeister“ und Köhler, Holzhauer und Zimmerleute, Fuhrleute und Schubkärner, Weber und Bleicher, Glasmacher und Porzelliner, Rohrschmiede und Schleifer, Kupferstecher, Feinmechaniker, Dreher, Bohrer, Systemmacher und in weiteren Metallberufen. Ihnen erging es zumeist mehr schlecht als recht. Johann Wolfgang Goethe schilderte am 7. September 1780, einen Tag, nachdem er auf dem Kieckelhahn sein „Nachtlied“ aufgezeichnet hatte, der Frau von Stein die wirtschaftliche Lage im Goldlauterer Pochwerksgrund: Die „armen Maulwurfe von Hier“ bräuchten „Beschäftigung und Brod“.<sup>2</sup>

Die drückende soziale Lage im Doppeldorf und fehlende politische Freiheiten bewogen die Arbeiterschaft sehr früh, sich sowohl gewerkschaftlich als auch politisch zu organisieren. Zu den Anfängen dieser achtbaren Tradition im Geiste der Liedzeile „... erkämpft das Menschenrecht...“ gehört der Goldlauterer Arbeiter Christian Weiß. Im Hochverratsprozeß gegen August Bebel stand auch er vor Gericht. Bei den Reichstagswahlen 1884 wurde der Sozialdemokrat Wilhelm Hasenclever Reichstagsabgeordneter. Dazu verhalfen ihm auch 52 Stimmen aus Goldlauter und 35 aus Heidersbach, 1887 stimmten 111 Wähler in Goldlauter und 74 in Heidersbach für ihn.

1899 wurde in Goldlauter eine Verwaltungsstelle des Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV) gegründet.

---

1 Siehe Rudolf Heym: Goldlauter-Heidersbach. Zella-Mehlis/Meiningen 1996, S.108.

2 Zitiert nach ebenda, S. 21. Siehe weiterhin eine auf Goldlauter bezogene Tagebuchnotiz Goethes, die in die Dorfchronik aufgenommen wurde: 450 Jahre Goldlauter. Arbeitsgruppe Chronik, Goldlauter 1996, S.13.

1917 trat die große Ortsgruppe der SPD in Goldlauter zur USPD über, und deren Mitglieder schlossen sich zwischen 1920 und 1922 bis auf einige Ausnahmen der KPD an. 1924 wählten sie einen der ihrigen, den aus Goldlauter stammenden Guido Heym,<sup>3</sup> in den Reichstag. Am 5. März 1933 stimmten im Ort 65 Prozent für die KPD und weitere 15 Prozent für die SPD und damit gegen den Nazistaat. In den Folgejahren gingen mehr als 20 Einwohner durch dessen Leidenstätten. Einige wie der bereits erwähnte Reichstagsabgeordnete Heym und der aus Goldlauter stammende Büchsenmachermeister Ehrhard Schübel sowie Reinhold Kleinlein, seit Mitte der 20er Jahre kommunistischer Bürgermeister in Heidersbach, wurden ermordet.

Ende 1931 gab es im Kreis Schleusingen (zu dem u. a. Suhl, Goldlauter und Heidersbach gehörten) 15.031 registrierte Arbeitslose. Lediglich 6.467 erhielten eine Arbeitslosenunterstützung.<sup>4</sup> Da der Kreis Schleusingen 60.000 Bewohner zählte, war annähernd die Hälfte der Männer arbeitslos. Arbeitslos! Hoffnungslos! Der sozialdemokratische „Volkswille“ beschrieb Ende 1932 die Lage in diesem Notstandsgebiet: „Das Existenzminimum ist soweit gesunken, daß es kaum noch ausreicht, das nackte Leben zu fristen [...] viele Arbeitskräfte (sind) brotlos geworden [...]“<sup>5</sup>

Zu denen, die brotlos geworden waren, zählten die Werkzeugmacher Max Walther und sein Schwager Albert Günther; beide in der Metallarbeitergewerkschaft organisiert und beide Mitglieder der KPD. Sie verfochten die Vision einer gerechten Gesellschaftsordnung, hatten beide wie die Mehrzahl ihrer Nachbarn feste politische Ziele, und beide wollten soziale Sicherheit für sich und für ihre Familien. Für ihre geschickten Hände hatten die Fabrikbesitzer im heimatlichen Landstrich zu selten Verwendung. Der Werkzeugmacher Max Walther, Sproß einer Familie, die seit dem Mittelalter hier Generation um Generation ansässig war, fand Arbeit mal im Rüstungsbetrieb Simson, unterhalb von Suhl gelegen, mal brauchte man ihn bei Mercedes, dem Büromaschinenwerk in Zella-Mehlis.

Der unsicheren sozialen Lage wegen und aus Solidarität mit Sowjetrußland kamen die Familien Walther und Günther überein, dorthin zu fahren. Aufmerksam geworden waren sie durch Anzeigen des sowjetischen Konsulats in Erfurt. Gesucht wurden u.a. Maschinenschlosser, Feinmechaniker, Werkzeugmacher, Automatendreher – auf jeden Fall Metallarbeiter mit Berufserfahrung und geübt in der Bedienung moderner Werkzeugmaschinen.

Daran erinnert sich Kurt Rödiger. Dessen Eltern, der Meister im Simson-Werk Hermann Rödiger und seine Mutter Emma, gehörten zu den nicht wenigen Rußlandfahrern des heimatlichen Landstrichs Ende der 20er und Anfang der 30er Jahre. Dutzende Metallarbeiter und Glasmacher verließen ihre Industriearbeiterdörfer von Albrechts bis Viernau, von Gehren und Elgersburg und die Arbeiterstädte Suhl,

---

3 Siehe Gerhard Kaiser . Die Heyms. Ernst, Guido und Karl. Drei Generationen einer Suhler Arbeiterfamilie, Berlin 2000.

4 Siehe Gerhard Kaiser: Die Enkel fechten's besser aus, Dietzhausen 1997, S.156-157.

5 Ebenda, S.157. Zitiert nach Zeitungsausschnittssammlung im Stadtarchiv Suhl, o. Dat.

Zella-Mehlis, Schmalkalden und Ilmenau. Mit ihnen gingen ihre Frauen und Kinder.<sup>6</sup> Mit Albert Günther fuhr 1931 dessen Frau Lida, Max Walther begleiteten seine Frau Hedwig und die achtjährige Tochter Gudrun. Abgeschlossen waren Arbeitsverträge über fünf Jahre. Von Moskau aus ging es zunächst nach Kovrov, eine Stadt im Industriegürtel der Hauptstadt des Landes, und von dort aus ging es nach Stalingrad an die Wolga. Hier erhielten die beiden Familien aus Goldlauter im Traktorenwerk Arbeit. Aus dem Steppenboden gestampft, war es 1930, ein Jahr zuvor, in Betrieb genommen worden. Hier arbeiteten gemeinsam mit den russischen Arbeitern Fachleute aus Österreich, Italien und Tschechien, aus Ungarn und den USA.

Max Walther gefiel es im Werk. Seine goldenen Hände wurden geschätzt. Für seine gute Arbeit erhielt er einen guten Lohn, und Jahr für Jahr vermittelte die Gewerkschaft ihm und seiner Familie einen Urlaubspatz.

Aber nicht überall war es so, und nicht alle Rußlandfahrer aus dem Thüringer Wald waren mit den Lebens- und Arbeitsbedingungen zufrieden. Zu diesen gehörte Albert Günther. Er kündigte den Arbeitsvertrag. (Besonders paßte es den unzufriedenen Rußlandfahrern nicht, daß sie als ausländische Facharbeiter in speziellen Läden für Ausländer versorgt wurden, während ihre russischen Kollegen, welche die gleiche Arbeit verrichteten, bis Mitte der 30er Jahre allein mit ihren Lebensmittelkarten auskommen mußten.) Nicht wenige Rußlandfahrer verlangten nach dem Ende der Vertragszeit, manche auch schon vor Ablauf der Verträge deren Aufhebung. In den „Roten Ecken“ der Betriebe, die deutsche Facharbeiter beschäftigten, fanden Versammlungen statt. Hier benannten die Rußlandfahrer in aller Offenheit kritisch, was ihnen mißfiel. Dazu luden sie Vertreter der Werkleitungen, der Gewerkschaften und der Kommunistischen Partei ein, waren sie doch zumeist aktive Gewerkschafter und streitbare Kommunisten.

Zu den wichtigsten Kritikpunkten gehörte, daß die sowjetische Seite oftmals stillschweigend und ohne ein Wort der Begründung, Erklärung oder Entschuldigung die mit den Arbeitern geschlossenen Verträge nicht punktgenau erfüllte. Dazu kam die jahrelange unbefriedigende Wohnraumsituation für die meisten der Facharbeiterfamilien. In Pensa wohnten die Familien Rödiger (aus Heinrichs, inzwischen ein Stadtteil von Suhl) und Sühn (aus Albrechts, inzwischen ebenfalls Suhl zugeschlagen), zwölf Erwachsene und vier Kinder, in zwei nebeneinanderliegenden Zimmern mit einem gemeinsamen Eingang, dazu eine Toilette und ein Bad mit einer Wanne und einem Handwaschbecken für alle. Kurt Rödiger erinnert sich auch heute noch an die Situation der deutschen Facharbeiter: „Meine Eltern bemühten sich ab Ende 1932, wie andere uns befreundete Familien aus Zella-Mehlis und Suhl, wie Otto Langenhan, Willi Weiß, die Haberkorns, Reinhardts und Orbans, um die Heimreise und die dafür erforderlichen Ausreisegenehmigungen [...] Die Vertreter des Werkes [...] versuchten energisch und beharrlich, durch oft angesetzte Rücksprachen die noch immer dringend benötigten Facharbeiter zu halten und neue Verträge abzuschließen. Interessante Angebote über Arbeitsplätze und Löhne im Werk oder an neuen Standorten, höhere

---

<sup>6</sup> Siehe Gerhard Kaiser: *Rußlandfahrer. Facharbeiter aus dem Thüringer Wald in der UdSSR 1930-1965*, Tessin 2000.

Löhne und Versorgungsnormen, Urlaube und Kuren am Schwarzen Meer und auf der Krim waren zu erwägen und wurden auch untereinander diskutiert. Nach monatelangen nervenaufreibenden Verhandlungen erhielten wir und andere nacheinander 1933 die Genehmigung, die Ausreise zu beantragen. Das dauerte nochmal. Wir fuhren zurück.“ Zurück fuhren 1933 auch Albert und Lida Günther.

Die Familie Walther blieb nicht nur bis Vertragsende in Stalingrad - Max Walther verlängerte 1936, nach Ablauf seines ersten Arbeitsvertrags, seinen Vertrag um weitere fünf Jahre. Der zweite Vertrag lief bis November 1941.

Gudrun Walther hatte in Heidersbach anderthalb Jahre die damalige Volksschule besucht. Da es in Stalingrad keine Schule für deutsche Kinder gab, unterrichtete eine sprachkundige russische Lehrerin sie gemeinsam mit vier anderen deutschen Kindern bis zur 4. Klasse. Inzwischen hatte Gudrun Walther durch den tagtäglichen Umgang mit russischen Kindern die Sprache gelernt. Beim Übergang in die 5. Klasse der russischsprachigen Schule drehte sie, dem Rat der Schuldirektorin folgend, eine Ehrenrunde. Der Grund dafür war, daß sie die Grundbegriffe, zumal die sprachlichen, der speziellen Unterrichtsfächer wie Biologie, Chemie usw. zwar in deutsch kannte, nicht jedoch in russisch. Der Rat der Direktorin erwies sich als richtig, und Gudrun Walther absolvierte bis zum Sommer 1941 die weiteren Schuljahre in ihrer russischen Schule mit guten Ergebnissen.

1941, im Jahr, in dem im November der zweite Vertrag des Vaters als Facharbeiter im Traktorenwerk erfüllt gewesen wäre, schloß Gudrun Walther die 9. Klasse ab. Daß sie die 10. Klasse<sup>7</sup> in dem abgelegenen Syrjanovsk absolvieren würde, einer Stadt in Ostkasachstan, unweit der Mongolei und Chinas gelegen, war ursprünglich nicht auszu-denken.

Im Juni 1941 war die deutsche Wehrmacht in der UdSSR eingefallen. Wie alle deutschen Einwohner Stalingrads (ähnlich ab September 1941 nahezu alle Deutschen in der UdSSR) mußte sich die Familie Walther Anfang September auf einem vorherbestimmten Sammelplatz einfinden. Im Wolgahafen lagen Lastkähne bereit. Sie trugen diesmal ihre menschliche Last stromabwärts und übers Kaspische Meer bis zur Stadt Gurjev. Dort begann für die Familie und die vielen unfreiwilligen Mitreisenden eine 24tägige Fahrt quer durch Kasachstan. Die Reise erfolgte in Güterwagen, auf deren Böden Stroh aufgeschüttet war. Vorerst ging es bis ins bereits erwähnte Syrjanovsk und von dort aus weiter in eine in der Nähe liegende Landwirtschaftliche Kollektivwirtschaft (Kolchos).

Für den Anfang fand die Familie Walther Unterkunft in einem der landestypischen, nicht allzu großen Blockhäuser. Obwohl es bereits Heimstatt einer siebenköpfigen Familie war, nahm diese die evakuierte deutsche Familie freundlich auf. Da es im Ort weder einen Industrie- noch einen Handwerksbetrieb gab, begann Max Walther, im Kolchos zu arbeiten. Es war eine ungewohnte, aber aus den heimatlichen Bergen bekannte Arbeit. So griff er z. B. hinter einem laut knatternden Traktor, an dessen Herstellung er möglicherweise im Traktorenwerk beteiligt gewesen war, lenkend ein,

---

7 Im damaligen sowjetischen Schulsystem der Abiturstufe gleich.

wenn die Pflugschare auf Hindernisse stießen. Eines Nachts, als Brachland umgebrochen wurde, kam es zu einem Unfall. Der Traktorist hörte die Hilfeschreie erst spät, Max Walther war eine lange Strecke mitgeschleift worden. Anderthalb Monate lag er im Krankenhaus, wurde zwar askuriert, aber die Spätfolgen der Brüche ließen sich beim Gehen nicht übersehen. Leute, die es gut meinten, rieten ihm, sich in Syrjanovsk nach Arbeit umzusehen. Noch galt ja für ihn wie für die Familie der Status eines Evakuierten.

Am 8. März 1942 zog die Familie um: Max hatte Arbeit in der Werkstatt eines Unternehmens gefunden, das geologische Erkundungen ausführte. Da brauchte man Bohrgestänge, Transport- und Meßgeräte, Werkzeug unterschiedlichster Art. Wieder waren seine geschickten Hände gefragt. Zwar war er beim Gehen behindert, aber an der Werkbank stand er seinen Mann. Die kleine Familie zog diesmal in eine nicht allzu geräumige Baracke. Das hatte den Vorteil, daß je Baracke nur jeweils zwei Familien ein Dach über dem Kopf fanden. Bald bot der Meister der Werkstatt, in der Max Arbeit gefunden hatte, der Familie an, ein kleines leerstehendes Häuschen in seiner Nachbarschaft zu beziehen. Wenig später nahmen die Walthers hier Wohnung. Nach Kriegsende wurde es von der Familie gekauft und ausgebaut. Doch bis dahin war es noch lange hin.

Im abgelegenen Syrjanovsk lebte neben anderen Deutschen auch eine größere Gruppe deutscher Politemigranten. Die Antifaschisten waren in die UdSSR emigriert, nachdem die deutsche Wehrmacht 1939 Tschechien besetzt hatte. Einer von ihnen war Helmuth Morche. „Ein alter Mann“, wie Gudrun Walther sich lachend erinnerte, die gerade 19 geworden war. Auf die Nachfrage, wie alt der „Alte“ denn nun gewesen sei, sagte sie mit Schalk in den Augen: „35“. Die Liebe überwand den großen Altersunterschied, und aus Gudrun Walther und Helmuth Morche wurde ein Paar. Nicht für lange. Helmuth Morche entschied sich für den Kampf gegen die Naziherrschaft. Mit Kameraden, die wie er dachten, wurde er 1943 ausgebildet. Schießen, Funken, Fallschirmspringen gehörten zum Programm. Dazu Taktik des Partisanenkampfes. Selten erreichten Frau Gudrun Briefe im fernen Syrjanovsk: zuerst aus Moskau, 1944 zwei Briefe aus Lvov in der Westukraine. Dann kam das Schweigen. Keiner ihrer Briefe an ihn wurde beantwortet. Helmut war vermißt. Jahrzehntelang. Andeutungsweise erfuhr sie, er habe am Slowakischen Nationalaufstand teilgenommen, der im August 1944 begann und an dem sich z. B. in den deutschen Dörfern und Städten der Zips nicht wenige deutsche Antifaschisten beteiligt hatten.

Insbesondere in den Jahren 1942 und 1943 änderte sich die Lage für die Deutschen in der UdSSR grundlegend. Aus Evakuierten wurden über Nacht Zwangsangesiedelte. Nunmehr unterstanden sie den jeweiligen Kommandanturen des NKWD. Den zugewiesenen Wohnort durften sie nicht verlassen. Verstöße wurden geahndet.

Als erster aus der Familie wurde Max Walther aufgefordert, sich in Ust' Kamenogorsk, am Oberlauf des sibirischen Stroms Irtysh gelegen, bei der „Trudarmija“ zu melden. Diese Arbeitsarmee unterstand ausschließlich der Verfügungsgewalt des NKWD. Die „Mobilisierten“, d. h. in diese Formation eingezogenen, waren weitgehend rechtlos. Der gehbehinderte Max Walther wurde etwas später nach Syrjanovsk zurückgeschickt. Hedwig Walther wurde, wie viele Frauen deutscher Facharbeiter, die sich noch in der

UdSSR befanden, ebenfalls zur Trudarmija gezogen und mußte Schwerstarbeit verrichten. Nicht aus freien Stücken wurde sie Holzfällerin. Die Waldarbeit bei Leninogorsk, unweit von Semipalatinsk und Ust' Kamenogorsk, in den Ausläufern des Hohegebirges Altai gelegen, kannte sie zwar aus den heimatlichen Bergen, aber dort war das niemals Frauenarbeit. Hier wurde Hedwig Walther jahrelang festgehalten. Die Arbeit mußte sommers wie winters geleistet werden. Im Winter bahnten sich die Frauen den Weg zu den Bäumen durch brusthohen Schnee. Dazu kam der trockene, beißende Frost. Und schmale Kost. Als die ursprünglich gut „bepackte“ Hedwig Walther zu Mann und Tochter zurückkehrte, „war sie nur noch ein Strich“.

Der in Syrjanovsk verbliebene Max Walther und die Tochter Gudrun schlugen sich durch, so gut es ging. Für Max war das besser als für manch anderen. Er arbeitete in seiner Werkstatt. Gudrun Walther fand, wie auch andere Deutsche, nur schwer Arbeit. Als sie einmal in einem kleinen Büro Anstellung gefunden hatte, dauerte es nicht lange, bis sie entlassen wurde, hatte sich doch inzwischen die Haltung vieler Russen gegenüber den Deutschen, egal wes Sinnes und warum sie in die UdSSR gekommen waren, durch die Kriegererfahrungen grundlegend verändert. Aus den geachteten deutschen Facharbeitern wurde der verachtete „Fritz“. Njemec, d. h. Deutscher, wurde für Jahrzehnte zu einem Schmähwort. Entlassen, suchte Gudrun Walther wieder Arbeit. Sie fand sie in einer Flößerei. Die Flöße mußten aufgelöst, das Holz an Land gezogen, gesägt und z. T. gespalten werden, Schwerstarbeit und gefährlich dazu. Nach einiger Zeit konnte sie sich in eine andere Arbeit retten. Sie fand sie beim Heuen: mähen, wenden, bis aus Gras Heu geworden war, stapeln... Eine erhoffte umfassende Berufsausbildung blieb ihr der widrigen Zeitumstände wegen versagt. Und trotzdem: Sie hatte es besser getroffen als manche andere Frauen der Rußlandfahrer. Sie konnte beim Vater, in Familie bleiben. Beide warteten auf die Mutter. Sie kehrte 1946 aus der Arbeitsarmee zurück. Nun bauten sie ihr Häuschen aus, gingen ihrer Arbeit nach.

1947 heiratete Gudrun Walther ein zweites Mal, diesmal einen Russen, der 1946 nach Verwundung und Kriegsende aus der Mandschurei nach Syrjanovsk gekommen war. Ehen mit Deutschen wurden von den Behörden zwar nicht gerne gesehen, jedoch geduldet. Aus Gudrun Walther wurde Gudrun Lužnikova und Mutter von drei Kindern. Ihr Mann war Bohrmeister in der bereits erwähnten Werkstatt der geologischen Expeditionen. Die Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, wuchsen heran und erhielten eine systematische Ausbildung, die Mutter Gudrun durch die widrigen Zeitumstände versperrt geblieben war. Der erste Sohn wurde Bergmann, der zweite, 1955 geborene, Elektromechaniker. Beide haben sich und ihren Familien Häuser gebaut, fahren eigene Autos und sind in ihres Vaters Land, in Rußland geblieben.

Die Tochter, 1956 geboren, hat studiert, ist Bauingenieur von Beruf. 1956 wurde das bislang geltende strenge Aufenthaltsregime für Deutsche gelockert. Nunmehr mußten sie sich „nur noch einmal monatlich“ in der Kommandantur des NKWD „melden“. Reisen in Nachbarorte waren nicht mehr genehmigungspflichtig. 1961 besuchte Gudrun mit ihren Eltern und den drei Kindern erstmals wieder die alte Heimat, Goldlauter in der DDR. Ihr Mann wollte die lange Reise nicht mitmachen. Sein Grund: „Ich kann doch kein Deutsch, spreche nur russisch, und ihr habt euch doch nach drei

Jahrzehnten so viel zu sagen.“ 1980 verstarb Max Walther, zwei Jahre später die Mutter, beide im abgelegenen Syrjanovsk, das sie sich nicht ausgesucht, in dem sie jedoch Wurzeln geschlagen hatten.

Während des Aufenthalts in der DDR 1961 setzte Gudrun die Suche nach dem im Krieg vermißten ersten Ehegefährten fort. Sie fand die Mutter ihres ersten Mannes Helmuth. Diese bestätigte, was bereits im Krieg Gesprächsthema gewesen war: Helmuth habe am Slowakischen Nationalaufstand gegen das deutsche Besatzungsregime teilgenommen. Es dauerte nochmals Jahre, bis mit Hilfe von Diplomaten die letzte Spur von Helmuth Morche gefunden wurde: Ein schlichter Gedenkstein in den slowakischen Bergen enthält Namen von fünf deutschen Partisanen. An dritter Stelle von oben steht: Helmuth Morche, geboren 27.07.1908; darüber in Slowakisch: „Im Gedenken an die Helden, die ihr Leben im ungleichen Kampf mit den Faschisten opferten. 25. Januar 1945.“ Dann folgen die Namen und einige Angaben zur Person. Kommandeur der kleinen Gruppe war Gustav Schneider, etwa so jung wie seine vier Mitstreiter. Die beiden letzten Zeilen bitten den Betrachter, anknüpfend an den Begriff „Unbekannter Soldat“, des Unbekannten Fallschirmspringers mit einem guten Wort zu gedenken...

Sieben Jahrzehnte, nachdem die Familie Walther aus dem Wald in die Welt aufgebrochen war, kehrte Gudrun Walther, die das heimatliche Heidersbach als Achtjährige verlassen hatte, 2001 zurück aus der Welt in den Wald. Hier feierte sie 2003 im Kreis ihrer Familie und Freunde in Suhl ihren 80. Geburtstag.

Sie, die monatlich 292 Euro Rente erhält, kam zusammen mit ihrer Tochter, die in Rußland zuletzt ein Konstruktionsbüro geleitet hatte, deren Ehemann und zwei Kindern, den Enkelinnen von Frau Walther. Eine von ihnen hat in Wolgograd, dem einstmaligen Stalingrad, eine Hochschule absolviert, ist Mitte zwanzig und Bankkauffrau; die jüngste, Julia, besucht in Suhl das Gymnasium. Die Eltern der beiden Kinder sind wie die älteste Tochter arbeitslos. Für ihre Berufserfahrungen, ihre Sprachkenntnisse haben Unternehmer und Unternehmungen in Suhl, wohin Goldlauter seit 1979 eingemeindet worden ist, keine Arbeit.

Arbeitslos. Hoffnungslos? Die Fragen, die Max und Hedwig Walther zu ihrer Zeit und an die Zukunft hatten, harren nach wie vor einer Antwort. Die ist allein von den Enkeln zu geben. Die Vorfahren haben das Ihre bereits gesagt und getan.<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Frau Gudrun Walther sei für ausführliche Gespräche und Auskünfte bedankt. Zu danken ist auch Kurt Rödiger, der dem Autor einen kenntnisreichen Brief zur Verfügung stellte.